Schwedische Reise-Eindrücke.

Von **Ferdinand Tönnies.**

Wenn man heute als Deutscher von Dänemark nach Schweden reist, so empfindet man den Uebergang in eine wärmere Temperatur. Nicht als ob unter den Dänen uns eine feindliche Kälte begegnete; hin und wieder mag es der Fall sein, aber der Däne ist von liebenswürdiger Natur und viel zu gescheit, um sich leicht zu verrathen; auch weiß er wohl, daß sein heimlicher Wunsch, es möge den Deutschen recht schlecht gehen, eigentlich unvernünftig ist; sein Verstand verleugnet seine Sympathien. Und er ist empfänglich für die großen Eindrücke. Die Leistungen unseres Heeres und unserer Flotte wirken auf seine Seele. Gegen die feindlichen Siegesmeldungen ist er mißtrauisch geworden. Mehr und mehr ist es der klugen Regierung gelungen, das Losungswort der Neutralität beliebt und zum Gegenstande einer Ueberzeugung zu machen. Bei manchen Einzelnen, und zwar bei Personen von nicht geringem Werthe, ist es sogar eine wohlwollende Neutralität.

Auch Schweden ist von der Nothwendigkeit seiner Neutralität durchdrungen. Man ist sogar ängstlich beflissen, sie äußerlich zu bewahren und zu behaupten. Aber aus ihrer inneren Stimmung zu der Lage der Dinge machen die Wackeren kein Hehl. Im tiefsten Grunde wirkt am stärksten die Abneigung gegen Rußland. In einzelnen Kreisen, die sich für liberal und demokratisch halten, wird sie durch die Sympathie mit der englischen und französischen „Freiheit" mehr als aufgewogen. Ohne Zweifel ist die Sympathie mit der deutschen Sache innerhalb der konservativen Partei am meisten lebhaft und offen, und dieser Unterschied fällt am meisten in die Augen. Wenn ein so ausgezeichneter und einflußreicher Mann wie der Reichsmarschall Graf Douglas (früher Minister des Auswärtigen) durch seine ganze Persönlichkeit deutsches und schwedisches Wesen vermittelt — er ist auf einem Gute im Badischen geboren — so ist das eine Thatsache, die nicht nur für die schwedische Aristokratie Bedeutung hat.

Wenn in der Denkungsart in Bezug auf den Weltkrieg, der unablässig in allen Kreisen erörtert wird, ein gewisser Gegensatz der Partei nicht zu verkennen ist, so geht doch daneben, ohne sich damit zu decken, ein dreifacher anderer Unterschied; es sind drei Kategorien, die in mehr entschiedener Weise auf deutscher Seite stehen: einmal die Soldaten und Offiziere — manche würden am liebsten hinausrücken und wissen wohl, gegen wen; sodann die Gelehrten und Höhergebildeten, sie fühlen sich solidarisch mit dem deutschen Geiste, so sehr sie auch ihrer eigenen nationalen Kultur sich bewußt sind, so wenig sie verleugnen, was diese auch der englischen und der französischen verdanke. Endlich die Jugend — die militärische Jugend, die studirende Jugend, die Jugend überhaupt. Sie ist unter den Eindrücken der zunehmenden Bedeutung des Deutschen Reiches aufgewachsen, viele junge Männer und junge Frauen kennen es durch Reisen oder sogar durch längeres Verweilen an Stätten der Kunst und der Wissenschaft. Diese jungen Schweden — Männer und Frauen — fühlen sich als Germanen; sie sind stolz darauf, echte Germanen zu sein. So sehr ihnen die Selbständigkeit des schwedischen Staates wichtig und heilig ist, so sind sie doch überzeugt, daß zu dessen Lebensbedingungen der ideelle, wohl auch der ökonomische Anschluß an ein größeres, mächtigeres Reich gehört und mehr und mehr gehören wird. Darum glauben sie an die Zukunft des Deutschen Reiches. Darum glauben sie, so zuversichtlich, wie nur irgend ein Deutscher, an den großen, endlichen, gewaltigen Sieg!

Auch im Verhalten zum Nachrichtenwesen giebt sich dies kund. Eine einzige Stockholmer Zeitung, die in Gotenburg einen Ableger hat, verräth eine gewisse Vorliebe für englisch-französisch-russische Siegeskunden. Auch im Innern des Landes haben diese sich vielfach den Boden geebnet. Aber die gesammte bedeutendere Presse der Hauptstadt, der größeren Handels-, der Universitätsstädte ist anderen Sinnes. Ein Blick auf die ersten Seiten jeder Nummer, ein Vergleich mit den ersten Seiten der dänischen Hauptzeitungen belehrt darüber. „Wir glauben nicht an die gräßlichen Lügen, die über die deutschen Soldaten verbreitet werden," wurde mir von mehr als einer hervorragenden Stelle versichert.

Immerhin ist von stiller Sympathie zu offener Kundgebung ein weiter Schritt. Nicht ganz selten tritt wenigstens das Verlangen nach elementarer Gerechtigkeit, die Empörung über die frechen Anwendungen verschiedener Maßstäbe zu Tage, denen der Leser der „Times" und ähnlicher Journalgeschichten fortwährend begegnet. So macht ein Artikel, der überschrieben ist „Militärgeographie", im „Svenska Dagbladet" vom 15. Oktober, auf den verschiedenen „Tonfall" aufmerksam, womit das heruntergekommene Weltblatt von einer Invasion der Russen im Osten und einer Invasion der Deutschen im Westen redet. Alle Welt, auch Deutschland, denke mit Bangen an eine etwaige Zerstörung Brügges. Aber wer denkt, außer dem unmittelbar Geschädigten, auf dieselbe Weise an irgend eine ostpreußische Stadt? Nicht einmal der Name Kants würde viel dazu wirken, daß man schaudern sollte vor einer russischen Beschießung von Königsberg, während die Deutschen auf ihren Kriegsschauplätzen im Westen und Südwesten außer dem militärischen Widerstand auch einem politisch bedeutungsvollen Druck begegnen, der davon ausgeht, daß ihr Streiten und Siegen mit einem Gepräge von „Unzulässigkeit" gebrandmarkt wird, das einzig und allein dem — Terrain des Kriegsschauplatzes zuzuschreiben ist." Aus volkspsychologischen Gründen, die mit der Militärgeographie zusammenhängen, habe also das belgisch-französische Gebiet, ganz abgesehen von Vertragsverhältnissen, einen völlig andern Charakter als Stätte der Vertheidigung wie als Ausfallsthor. Alten Kulturdenkmälern werde eine Unantastbarkeit beigemessen, die außer allem Verhältnisse stehe zu den Uebeln, die sonst der Krieg mit sich bringe. Die „Times" verkündete bekanntlich einen unablässigen Aushungerungskrieg gegen Deutschlands Handel, Finanzen, Kredit und Lebensmittelzufuhr. Diese Art von Belagerung stehe nicht vor dem Auge des Betrachters mit der konkreten Deutlichkeit, die der Angriff auf eine Stadt habe, von der auf drei Seiten im Baedecker gesprochen werde. „Für uns Schweden, wie für alle Neutralen, ist es wichtig, daß wir uns einer wirklichkeitsgetreuen Auffassung dessen, was der Kriegsverlauf in sich trägt, befleißigen. Dazu gehört auch, daß wir uns hineinzudenken suchen in den Zusammenhang zwischen dem rein militärischen Ausdruck des Krieges und den anderen Formen, worin die Kräfte sich messen." In der Regel achte man nur auf jene. Die Leistungen deutscher Unterseeboote ziehen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich; was die englische Flotte durch Kaperei an Schaden bewirke, werde wenig beachtet. Eine Bombe, die Notre Dame zerstöre, würde eine hundertmal größere Aufregung und Entrüstung in der Welt auslösen als z. B. alle vernichtende Einwirkung auf die Verfassung Finnlandes hervorgerufen habe, ungeachtet der überaus intensiven Arbeit, durch die es Finnland geglückt war, ein allgemeines Interesse an diese Angelegenheit zu knüpfen. „Und doch galt es hier ein großes Stück westeuropäischer Kultur, von einer Art, die darum nicht minder kostbar ist, weil sie weder in ihrem unbeschädigten noch im beschädigten Zustande — photographirt werden kann."

Wir vernehmen hier die Stimme der Vernunft und eines unbestochenen Urtheils. Man begegnet noch lebhafterer Theilnahme für die Lage des Deutschen Reiches, man begegnet der unumwundenen Anerkennung, daß es sich um einen aufgedrungenen Krieg handelt, daß im letzten Grunde die Handelseifersucht Englands Schuld daran trage, daß ohne die Gewißheit der englischen Hilfe die russische Kriegspartei, so sehr sie Frankreichs sicher gewesen sei, niemals das Uebergewicht bekommen hätte. So kühn und klar hat sich aber wohl kein anderer Mann in Schweden auf die deutsche Seite gestellt," wie einer der bedeutendsten Gelehrten des Landes es gethan hat, Herr Pontus Fahlbeck, vormals Professor in Lund, Herausgeber der „Staatsvetenskapelig Tidskrift", in deren Septembernummer er sich über die Sache ausspricht. Er geht von allgemeinen Betrachtungen über Krieg und Frieden aus: Krieg sei eine der Lebensbedingungen für Staaten; denn die höchste Aufgabe und deshalb höchste Pflicht eines Staates sei Selbsterhaltung. „Für Oesterreich-Ungarn und Deutschland ist dieser Krieg ein Nothwehrkampf und darum berechtigt gemäß dem Pflichtgebot, das für Staaten seine Geltung hat." Diplomatie und Presse ihrer Gegner haben unablässig versichert, Deutschland bedrohe die Grenzen und den Frieden. „Aber die Geschichte der letzten 40 Jahre zeugt gegen diese Rede. Im Grunde glaubt auch das französische, russische und englische Volk selber nicht daran." Es wird dann ausgeführt, daß die Stimmung in diesen Ländern mit sich uneinig sei. In Deutschland ist der Krieg des ganzen Volkes Sache, wie auch die aufgelösten Parteibande beweisen, sintemal Männer und Frauen wissen, daß es das Leben des Staates und des Volkes ist, was auf dem Spiele steht." „Das höchste Pflichtgebot für alles staatliche Leben und damit für alle Kultur, der Bestand und die Selbstbehauptung des Volkes, ist hervorgetreten in seiner ganzen Majestät, es findet ein williges und ein einiges Volk." Der Verfasser wendet sich dann zu einer Erörterung und Begründung der schwedischen Neutralität — er rühmt die Abmachungen mit Norwegen und die theilweise Mobilisirung, die in Schweden angeordnet wurde. Prof. Fahlbeck hat vor zwei Jahren nicht geringes Aufsehen gemacht dadurch, daß er sich offen für ein Bündnis mit dem Deutschen Reiche aussprach. Er will diese Gedanken auch heute nicht verleugnen. Er ist überzeugt, der Krieg hätte vermieden werden können, wenn Schweden — mit zeitgemäßer Rüstung natürlich — ein Glied des Bundes gewesen wäre, dessen Vormacht das Deutsche Reich ist. Ein vollgerüstetes Schweden hätte Rußland im Schach halten können. „Der Alliancegedanke war in erster Linie ein Friedensgedanke. Das war dessen einer Grund. Der andere ist die Thatsache, daß Schwedens und des Nordens Schicksal in solchem Maße verknüpft ist mit dem Schicksal Deutschlands, daß dessen Niederlage unser eigenes Dasein auf's Spiel setzen würde."

Wir haben hier die Meinung eines Denkers vor uns, der in weitere Fernen blickt, als die meisten Politiker es vermögen oder wagen. Seine Kühnheit führte zu einer Interpellation in der Zweiten Kammer. Vorwand gab die Thatsache, daß die Zeitschrift, worin diese Gedanken ausgesprochen sind, eine kleine Staatsunterstützung genießt. Der Angriff ließ sich leicht abwehren. Handelt es sich doch offenbar um eine akademische Betrachtung, der niemand im Ernste ihr Recht verkümmern will. Aber man muß sich hüten vor der Deutung, als ob die so vielfach anzutreffende freundliche Gesinnung mit dieser Ansicht eines Mannes der Wissenschaft identisch wäre. Vielleicht wird sie im stillen von manchen anderen gehegt, aber es gilt nicht für nützlich, ja in weiteren Kreisen nicht für „taktvoll", sie kundzugeben. Prof. Fahlbeck gebricht es sicherlich nicht an Takt, aber er weiß selber genau, daß er nicht für eine Menge, geschweige für eine Partei, sondern zunächst nur für sich selber redet. Er weiß aber auch, daß die einsame Rede von heute zuweilen die öffentliche Meinung von übermorgen vorausbedeutet.

Uns aber genüge zu wissen, in welcher Richtung die Magnetnadel weist, wenn wir auch keine starken Erwartungen daran knüpfen dürfen. Von Abweichungen ist schon andeutende Erwähnung geschehen. Am meisten befleißigen sich wohl des Romanismus, der sie den Zarismus und Panslavismus in den Kauf nehmen läßt, die Liberalen, denen die letzten Wahlen — im Zusammenhange damit! — eine so schwere Niederlage bereitet haben. Hingegen die Sozialdemokratie, die in Schweden eine gesicherte politische Stellung einnimmt, und durch eben diese Wahlen bedeutend gestärkt worden ist, nimmt eine getheilte und sich allmählich verschiebende Haltung ein. Der angesehene Führer, Hjalmar Branting, ist, wie man berichtet, nebst seiner Gattin, ausgesprochen franzosenfreundlich. Nach dem Gegenpole neigt, bei entschiedenem Streben nach strenger Sachlichkeit und Unparteilichkeit, Professor Steffen-Gotenburg, Mitglied der Ersten Kammer, innerhalb der Sozialdemokratie Vertreter einer antimarxistischen, ethisch betonten Richtung. Die beiden Auffassungen machen sich nebeneinander in einer mir vorliegenden Nummer der „Tiden", einer Monatsschrift „für sozialistische Kritik und Politik" geltend. Außer einem Artikel, der Jaurès gewidmet ist, handelt das Heft (August-September) ausschließlich vom Kriege. Die wichtigsten Beiträge sind von Eric Hedin und von Ingve Larsson. Sie kommen zu entgegengesetzten Schlüssen. Nach einer Darstellung, die Englands Friedensliebe und Sir Edward Grey's Bemühungen in helles Licht stellt, meint Hedin, es stehe fest, bis das von ihm Angeführte durch Thatsachen und Dokumente widerlegt sei, daß Deutschland den Krieg gewollt habe. Larsson untersucht mit großer Sorgfalt die Dokumente, insbesondere die vom britischen Auswärtigen Amte herausgegebene „Correspondence respecting the European Crisis". Er findet — und trifft damit, wie mir scheint, den Nagel —, durch seine hergebrachte ententefreundliche Politik sei England so an Rußland gebunden gewesen, daß sein ehrliches Streben, den Frieden jetzt zu erhalten, machtlos bleiben mußte. Der Aufsatz mündet in Bewunderung des „aufflammenden Pflichtgefühls" unter den großen Kulturvölkern. Er bezieht sich auf Frank's Ausspruch „Einer muß die Fundamente gesehen haben." — „Lasset uns nicht vergessen, daß dieser Wille, sich als ein Theil in ein großes Ganzes einzuordnen, sich aufzuopfern bis zur Vernichtung, doch die am tiefsten verankerte Grundlage für jede Staatsordnung ist, nicht am wenigsten für eine sozialdemokratische. Die Stärkung dieses Opferwillens macht, nach meiner Meinung, den unschätzbaren Reinertrag des Weltkrieges aus." — Diese Worte dürften in vielen jungen Seelen Schwedens lauten Widerhall finden.

Die Rede des Kanzlers.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt unter dem 3. Dezember: Dem Reichskanzler gebührt für die Worte, die er gestern an das deutsche Volk wie an das Ausland gerichtet hat, der Dank der ganzen Nation. Er hat uns allen aus dem Herzen gesprochen. Wir danken ihm, daß er unserem Stolz auf unsere heldenmüthigen Truppen den rechten Ausdruck verliehen hat, daß er mit dem Herzblut Deutschlands fühlt, das draußen „in namenlosem Heldenmuth aufwallt", das ungeheure Leiden und Entbehrungen erträgt, damit wir daheim in Frieden und Sicherheit leben können. Wir danken ihm auch, daß er mit so warmer Empfindung unserer Verbündeten gedacht hat, die jetzt mit ihrem Blute die Treue besiegeln, die sie uns im Frieden gelobt haben. Ganz besonders aber danken wir Herrn v. Bethmann Hollweg für die drei leuchtenden Hauptgedanken seiner Rede:

Zum ersten, daß nunmehr sonnenklar feststeht, daß zwar Rußland die äußere Verantwortung für den Weltkrieg trägt, daß aber die innere, die moralische Verantwortung bei der englischen Regierung liegt. Es war ein Bild abstoßender Heuchelei und Perfidie, das der Kanzler von der englischen Politik entrollte. Sie hat den eisernen Ring um uns geschmiedet, weil sie uns die freie Entfaltung unserer nationalen Kraft in der weiten Welt mißgönnte. Sie ist unseren Bemühungen, uns friedlich mit ihr zu verständigen, scheinbar entgegengekommen, hat aber gleichzeitig insgeheim mit Frankreich und Rußland politische, ja militärische Vereinbarungen gegen uns getroffen. Die Freiheit, die sie sich vorbehielt, war nur die Freiheit zu wählen, wann sie den vernichtenden Schlag gegen uns führen wollte. Somit wäre das unablässige Bemühen des Kanzlers, zur Verständigung mit den einzelnen Gliedern des Dreiverbandes zu gelangen, ein sehr gefährliches Wagnis gewesen, wenn er nicht gleichzeitig durch gewaltige Rüstungen dafür gesorgt hätte, daß Deutschland auch das Schlimmste vorbereitet war. England aber sah seine Gelegenheit kommen, als der österreichisch-serbische Konflikt entbrannte. Sofort ließ es Rußland wissen, daß die Stunde gekommen sei, und alles Friedensbemühen des Dreiverbandes war fortan nur Heuchelei, diente nur dem Zweck, Deutschland zu täuschen, um es möglichst unvorbereitet dem Krieg gegenüberzustellen. Als dann zwischen Deutschland und dem Zweibund die Waffen schon klirrten, vollzog England auch diplomatisch, aber wiederum heimlich, seinen Beitritt zum Bunde unserer Feinde, indem es Frankreich seine Unterstützung bedingungslos zusagte für den Fall eines Angriffs der deutschen Flotte auf die französische Küste. Und dieses selbe England wagte dann, sich vor dem neutralen Zuschauerraum die Maske eines Beschützers der Neutralität Belgiens vorzubinden, desselben Belgiens, das das Kleinod seiner Unabhängigkeit schon längst nach Paris und London verschachert hatte! Wahrlich, der Kanzler hat Recht: Wir sind zu stolz, um uns über solches Maß von Heuchelei und Lüge zu grämen, zu stolz, um uns gegen die Politik der Verleumdung und Falschheit abzuplagen, die England auch nach dem Kriegsausbruch in allen Welttheilen gegen uns führt. Unser Schild ist rein, und unsere Waffen sind ritterlich. Aber wir danken dem Kanzler doch, daß er Jedem, der sehen will, die Dinge gezeigt hat, wie sie liegen, und wer in Wahrheit der ruchlose Anstifter dieses grauenvollen Krieges ist.

Zum andern strahlte aus der Rede des Kanzlers wider das stolze Bewußtsein, das uns alle durchglüht, daß wir siegen werden. Wohl ist Deutschland noch nie so von Feinden umringt gewesen wie dieses Mal. Aber noch nie waren auch seine Waffen so scharf, noch nie seine Kraft so reich, und noch nie war es so einig bis auf den letzten Mann. Heute besteht ganz Deutschland die Feuerprobe, der volle Ausdruck unserer ganzen Kraft, während um uns ein Chor mißvergnügter Neider tobt, die sich nur darum zusammengethan haben, weil sie alle einzeln ihrer Ohnmacht gegen uns inne geworden sind. Darum stehen ja auch unsere Heere siegreich auf französischem und russischem Boden, und vierzehn englische Kriegsschiffe liegen schon auf dem Grunde des Meeres. Wohl sind wir noch lange nicht am Ende des blutigen Ringens, und saure Arbeit und schwere Tage stehen uns noch bevor. Aber wo am Ausgang entweder der Untergang Deutschlands oder die dauernde Sicherheit des stolzen Gebäudes steht, das unsere Väter mit ihrem Blute gegründet haben, da ist für einen Deutschen der Ausgang nicht zweifelhaft. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen, und sollten wir den letzten Mann in die Schützengräben schicken und den letzten Groschen in die Kriegskasse thun. „Deutschland läßt sich nicht vernichten", hat der Kanzler gestern in die Welt hinausgerufen und wir alle bürgen dafür, daß dieses Wort Wahrheit bleibt.

„Wenn ein ruhmvoller, ein glücklicher Friede erkämpft sein wird, dann wollen wir diesen Geist hochhalten als das heiligste Vermächtnis aus dieser furchtbar ernsten und großen Zeit." Das ist der dritte Gedanke, den der Kanzler aus unseren Herzen heraus gesprochen hat. Wir haben es erlebt, wie groß Deutschland sein kann, wenn es einig ist, und wir wollen es nie, nie wieder vergessen. Wir hatten uns so tief eingefressen in Parteihader und Parteigegensätze, daß wir an uns selbst irre wurden und vor lauter Unterschieden und Unterschiedchen das Große, Gemeinsame nicht mehr sahen. Da ist der Krieg gekommen und Tod, und sie haben unsere Köpfe gerecht. Wir erkennen den Bruder wieder in dem andersgesinnten Deutschen, und wir lieben ihn, weil er in dieser entscheidenden Stunde so ganz und gar einig mit uns ist. Das kann, das soll nicht wieder verschwinden, wenn der Alltag zurückgekehrt ist. Weil sich Jeder in der Gefahr als Deutscher bewährt hat, soll auch jeder im Frieden als Deutscher gelten. So dachten ja die anderen Völker der Erde immer voneinander, und darum waren sie uns an nationaler Entschiedenheit überlegen. Wir wissen jetzt endlich auch, daß uns der einfachste Landmann näher steht als der berühmteste Fremde, und wir werden danach unser Verhalten in Zukunft einrichten. Und so halten wir weiter aus in dem furchtbaren Kampfe, der uns aufgezwungen ist, einig mit unserem Kaiser und seinem bewährten Kanzler, einig mit unseren Volksgenossen, entschlossen zum Sieg oder Tod. Wer will uns überwinden? Er beweise erst einmal, daß er so groß ist wie das deutsche Volk in seiner Schicksalsstunde.

Das neu entdeckte Ostpreußen.

Es giebt noch heute Menschen, die Ostpreußen für ein fernes, noch halb unerforschtes, in Wäldern verstecktes, von Sümpfen durchzogenes und durch die Wanderdünen halb verschüttetes Land halten. Wer kennt Königsberg? Wie wenige der neugierigen Mitteleuropäer haben bisher die Wildheit der Nehrungen oder die Verträumtheit der masurischen Seen entdeckt. Tabiau, Wehlau, Gerdauen, Rastenburg, Stallupönen: das waren bis gestern nur seltsame, wild tönende Namen, litauisch, masurisch, slawisch, schon ein wenig jenseits. Bestenfalls wußte man etwas vom ostpreußischen Grog und vom Königsberger Klops. Erst jetzt, nachdem Ostpreußen sich als das tapfere Bollwerk gegen die russischen Horden bewährte, erinnerte sich das übrige Deutschland daran, daß diese Mark seit einem halben Jahrtausend als Vorhut der Germanen wacht. Man erinnert sich der blutigen und heldenhaften Geschichten, die von den grimmen Kämpfen der Deutschritter bis zu den Tagen von Tilsit und Memel das Schicksal des Vaterlandes bestimmen halfen; man besann sich darauf, daß Königsberg Preußens Krönungsstadt ist. Plötzlich tauchte auch die stattliche Reihe der ostpreußischen Geisteshelden wieder in das Bewußtsein der vergeßlichen Volksgenossen: Simon Dach, Kant, Hamann, Herder, Hippel, der Gespenster-Hoffmann und so fort bis zu Sudermann und Reicke. Solche Neuentdeckung hat der Krieg zu Stande gebracht.

—Es kann jetzt als ziemlich sicher gelten, daß ein schon Ende Juli d. J. von dem Astronomen Nicholson dicht beim Planeten Jupiter mit dem großen Spiegelteleskop der Licksternwarte in Kalifornien photographisch aufgefundener, sehr schwacher Himmelskörper ein neuer Trabant des Riesenplaneten ist. Dieses Ergebnis konnte aus der Bahnbestimmung jenes Trabanten von Nicholson festgestellt werden. Der neunte Jupitermond ist aber noch lichtschwächer als der achte (von der 17. Größenklasse), 1908 von Melotte auf der Greenwicher Sternwarte entdeckte; er befindet sich außerdem dicht an der Grenze, bis zu der die Anziehungskraft jenes Planeten überhaupt noch reicht. Kosmogonisch interessant ist die von der astronomischen Wissenschaft zugelassene Möglichkeit, daß der neunte wie der achte Jupitermond kleine Planeten sind, die vom Hauptplaneten eingefangen wurden.

Englische Barbaren in Washington.

Auch eine Jahrhundertfeier. — Die Zerstörung des Kapitols am 24. August 1814 durch Admiral Sir George Cockburn.

Von **Felix C. Senff.**

Bevor das Jahr 1914, nunmehr „das blutige", zu Ende ging, sollte eine Verbrüderung der englisch sprechenden Völker, hüben und drüben, stattfinden. So hatten es die Engländer und die Amerikaner geplant, die uns vergessen machen wollten, daß in der kurzen Geschichte der amerikanischen Republik die beiden Kriege mit jenem England große, für England unrühmliche, Kapitel sind. Der Krieg des Jahres 1914, der genau ein Säkulum auf den Friedensschluß von Gent folgte, störte das Programm. Gent selber in deutschen Händen! England im Krieg begriffen, abermals, und abermals angeklagt, der Störenfried zu sein! England im Kampfe gegen eine Macht, die seiner Suprematie zu Wasser den Todesstoß geben mag! Da konnte man nicht gut Friedensfeste feiern, und Englands Friedensliebe preisen. Man vertröstete die Anglophilen hier, die Briten dort, auf spätere Zeiten; man will die Feier aufgeschoben, nicht aufgehoben haben. Aber das Jahr 1914 sollte dennoch nicht zu Ende gehen, ohne daß die beiden Völker des Ereignisses gedacht, daß die englisch sprechenden Nationen zum letzten Male (soweit!) mit den Waffen sich gegenüberstehen sahen. Reden sind am 24. Dezember, dem Hundertjahrestag des Genter Friedens, der den Krieg von 1812 zum Abschluß brachte, gehalten, Beschlüsse, dessen Grundton "hands across the sea" waren, gefaßt worden. Nur eines haben sie nicht gedacht. Haben sich wohl gehütet, daran zu rühren, haben es nicht gewagt, grade jetzt, wo der englische Mund so voll ist von den „Barbaren", den Deutschen, von Belgien, von Löwen, von Reims, an eine Episode zu erinnern, die wir wenigstens, die wir nicht an englische Censur gebunden sind, zur Feier des Tages wieder erzählen wollen. Lest we forget! Denn es ist die Einäscherung der Bundeshauptstadt am 24. August 1814, eines der schmachvollsten Kapitel in der an solchen gewiß reichen Geschichte Englands, des „Barbaren". Der sich nicht scheute, eine unbefestigte Stadt, die Hauptstadt der jungen Nation, deren Kapitol, deren öffentliche Gebäude, die Wohnung des Präsidenten, in einen Haufen von Asche und Trümmern zu verwandeln.

In den Schulen wird, seit Jahren schon, über dieses Ereignis in der Geschichte Amerikas, nicht viel gelehrt. Eine heikle Sache, den Kindern von den Barbaren, den rothen Röcken Englands, zu erzählen und dabei das Thema "Hands across the sea" zu behandeln, die Achtung vor dem „Mutterlande" in die junge Brust zu pflanzen. Namentlich jetzt, wo mehr oder weniger offene Anspielungen auf die „Hunnen", die Deutschen, gegen die der „Träger der Kultur", der Brite kämpfe, sich in den Geschichtsunterricht Amerikas einschmuggeln. Dieser Unterricht ist ja seit Jahren so einseitig, englisch-amerikanisch, gehalten, daß die Textbücher unserer Kinder alles das aus den Sturm- und Drangjahren der gegen England kämpfenden Republik geflissentlich weglassen, das den Anglophilen hier, den Engländern drüben, irgendwie anstößig wäre. Und dazu gehört eine detaillirte Geschichte des 24. August 1814, die für immer ein Schandfleck der britischen Kriegsführung, für alle Zeiten ein Grund des Erröthens für Amerika sein muß. Die Schulbücher huschen darüber hinweg, die Geschichtsschreiber erwähnen es nur noch nebenbei, und in den Friedens-Festreden, die im Dezember 1914 zur Erinnerung an das Jahr 1814 gehalten sind, und werden sollen, legt man nach englisch-christlicher Pharisäerart den Schleier darüber. Nur nicht daran rühren!

Der Krieg vom Jahre 1812, der zweite englisch-amerikanische Krieg, im Zeitraum von nicht einmal 40 Jahren! Er war gekommen, weil England damals sich dieselben Rechte zur Regulirung der amerikanischen Schiffahrt anmaßte, die es heute gleich willkürlich usurpirt. Amerikanische Schiffe waren angehalten, durchsucht. Denn „Free Trade" und „Sailors Rights" waren damals die Schlagworte. Heute sind es ähnliche Willkürakte desselben England, die, endlich, den Protest der Ver. Staaten gegen Englands "right to search" veranlaßt haben. Möglich, daß die Fragen des Jahres 1814 und 1914 nicht ganz analog sind, aber gleich ist sich die englische Willkür geblieben...

In Washington, der jungen Hauptstadt, damals nicht mehr als ein Dorf von etwa 8000 Einwohnern und einigen wenigen öffentlichen Gebäuden, hatte der Kongreß die beiden noch recht unansehnlichen Flügel des Kapitols bezogen. James Madison war Präsident. Der Krieg hatte bereits fast zwei Jahre gedauert. Wenige Tage vor dem schwarzen 24. August (1814) war ein englisches Geschwader von 21 Schiffen unter dem Befehl des Admiral Sir George Cockburn, mit Landtruppen, 4000 Mann, unter General Roß an der Küste von Virginien erschienen. Die amerikanische Flotte befand sich unter Commodore Barney in dem Chesapeake, war aber zu schwach, sich den Feinden entgegenzustellen. Der Plan der Briten zielte darauf ab, in die Bai einzufahren, die Truppen zu landen und auf Washington und Baltimore zu marschiren. General Roß setzte denn auch bei Benedict am Patuxent, in den ein Theil der englischen Schiffe eingelaufen war, seine Truppen ans Land, und die Engländer marschirten auf Washington zu.

Bei Bladensburg, sechs Meilen von der Hauptstadt, kam es zum Gefecht. Die amerikanischen Truppen, Rekruten, ein zusammengewürfelter, nicht ausgebildeter Haufen Miliz, hielten nicht Stand; Commodore Barney wurde gefangen. „An ignominous rout of Americans", nennt es der Geschichtsschreiber Ingersoll in seiner „History of the second war". Ein „more ignominous" Kapitel sollte folgen. . . . Der Weg nach Washington war für die Engländer offen. Der amerikanische General Armstrong wollte das aus solidem Granit gebaute Kapitol zur Basis eines Kampfes machen, sich mit den Truppen in ihm verschanzen. Aber Colonel Monroe, der spätere Präsident, sowie General Winter verwarfen den Plan, und beschlossen, sich, die Hauptstadt ohne Kampf preisgebend, auf die Höhen jenseits von Georgetown zurückzuziehen. Der Mob, die entmuthigte und führerlose Soldateska floh durch die Straßen Washingtons und in ihrem Gefolge raste die Panik. Alles flüchtete, dem Präsidenten und seinem Gefolge blieb, nachdem er vergeblich die Heerführer zu einer Vertheidigung der Hauptstadt zu bewegen versucht hatte, nichts übrig als die Flucht. In dieser allgemeinen Kopflosigkeit beschämte eine Frau, des Präsidenten Gattin, Dolly Madison, die schöne Frau des „Weißen Hauses", die Männer. Sie mochte wohl auch die Briten besser kennen. Sie verließ die Stadt nicht eher, als bis das Silber und andere Kostbarkeiten, darunter das Gemälde George Washingtons von Gilbert Smith, das heute noch eine Zierde des Weißen Hauses ist, vor der Barbarenwuth der Kulturträger in den Rothen Röcken Englands in sicheres Gewahrsam gebracht hatte.

Das Kapitol 1814.

Die Stadt war bald verödet, von allen verlassen. Das erste Haus, das die einziehenden Sieger passirten, war das Wohnhaus Gallatins, einige hundert Yards vom Kapitol entfernt. Ein Schuß aus dem Hinterhalt, ein „sniper" — die Geschichte stempelt ihn zu einem armseligen Barbier, einem Irländer — traf das Schlachtroß des englischen Generals Roß. Das gab der Wuth des englischen Haufens den gewünschten Anlaß. Im Sturme ging es auf das Kapitol, das verlassen war. Die Durchsuchung ergab kein Resultat. Wuthentbrannt sprang der Baronet und Admiral Sir George Cockburn, die mit Straßenkoth bedeckten Reitstiefeln zuerst, in den vom Adlerwappen der Ver. Staaten gezierten Stuhl des Speaker of the House of Representatives. So viele von den Truppen den Saal besetzen konnten, hatten sich um ihn versammelt. Höhnisch rief er: Shall this Harbor of Yankee Democracy be burned? Alle, die dafür sind, sagen ja. . . . Unter dem Jubel der Soldaten ward der „Beschluß" gefaßt. Man holte Theerfässer aus den Straßen, zerschlug die Stühle und Tische in Stücke, Brennholz, häufte Bücher, Akten, Archive aus der Kongreß-Bibliothek, riß Bilder von den Wänden, darunter die der Marie Antoinette und Ludwig des Sechszehnten, die der „great, faithful, beloved Ally" im Jahre 1783 den Ver. Staaten geschenkt hatte; und das Kapitol stand in Brand. Andere öffentliche Gebäude, die Wohnung des Präsidenten, die Häuser der Einwohner folgten. . . . „This infamous act stamped Sir George Coburn, Admiral and Baronet of England, a barbarian, who justly merits the contempt of posterity" — schrieb Ingersoll in seiner Geschichte des zweiten Krieges. . . . Und es war gerade dieser Barbar, Sir John Cockburn, der ein Jahr später, im Herbst 1815, gewissermaßen als Belohnung für seine Schandthat, als Kommandant der „Northumberland" im Triumph den großen Napoleon nach St. Helena abführen durfte!

Glücklicherweise wurde der Regensturm, welcher kurz nach dem Einzug der Engländer ausgebrochen war, der Retter vor den Flammen. Aber es war zu spät, noch viel zu retten. Alle öffentlichen Gebäude mit Ausnahme des Patentamtes waren zerstört. Und dieses wurde nur durch den Muth des Architekten des Kapitols, Thomson, vor dem gleichen Schicksal bewahrt. Er warf sich den raubenden, trunkenen Brandstiftern in den rothen Röcken Englands entgegen. „Seid Ihr Engländer? Oder seit ihr Hunnen, Vandalen? Dies ist das Patentamt, die Speicherkammer der Schätze des öffentlichen Geistes Amerika's, an denen die ganze Welt theil hat. Wollt ihr dieses auch zerstören? Nun wohl, aber nur über meine Leiche geht der Weg"... Das Patentamt war denn auch das einzige öffentliche Gebäude, das nach dem Abzug der Engländer stand und in diesem versammelte am 17. September 1814 James Madison den Kongreß. Zerstört war alles, die Akten, die Archive, die Bibliothek, die Gebäude. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land. Die Barbaren! Die Engländer! Sie freilich entschuldigte sich damit, daß die Zerstörung Washingtons nur ein Akt der Wiedervergeltung sei, hätten doch die Amerikaner das „Parliament House of York" (Toronto jetzt) in Canada in Brand gesteckt. Thomas Jefferson, der Verfasser der Unabhängigkeits-Erklärung, aber schrieb am 14. Februar 1815 von Monticello aus an seinen Freund, den Marquis de Lafayette: „Der barbarische Akt hat uns geholfen. Er hat die ganze Nation entflammt. Der Welt in Europa wird er aber ein unauslöschlicher Beweis des Vandalismus und des brutalen Charakters der englischen Regierung sein. Die Unthat hat für alle Zeiten sie verurtheilt"... Selbst in England regten sich Stimmen des Protestes gegen diese Art der Kriegsführung. Lord Drenville, Englands Premier, derselbe, der im Jahre 1765 die Stempeltaxe durchsetzte, die den ersten Widerstand der nordamerikanischen Kolonien hervorrief, schrieb an John Trumbull im November 1814, „daß „so etwas nicht wieder vorkommen dürfe". Der „London Statesman" aber ging so weit, daß er am Schlusse eines Artikels in die Worte ausbrach: „Wie gerne würden wir den Schleier des Vergessens über unser Benehmen in Washington legen. Die Kosaken verschonten Paris, wir aber brannten das Kapitol in Washington nieder".

Wohl möchten sie auch heute den Schleier des Vergessens über diese englische Schandthat decken, die in demselben Jahre sich zutrug, daß sie, nach 100 Jahren, als Verbrüderungsfest feiern wollen. Sie sprechen heute von den „Atrocities" der Deutschen, und schlagen sich an die Brust, daß sie besser sind wie jene — die „Barbaren". Aber wie emsig sie auch bemüht sind, die amerikanische Geschichte zu „korrigiren", die eine große schwarze That des Jahres 1814 bleibt, wie Thomas Jefferson sagte, „to immortalise their infamy". Sie ist deshalb wieder erzählt — „lest we forget".

Der philosophische „Daily Telegraph".

An einen Zeitungsscherz, dessen Opfer der Londoner „Daily Telegraph" war, wird in einer deutschen Zeitung erinnert: Der „Daily Telegraph" kann bald das 50jährige Jubiläum seines Kampfes gegen den deutschen Militarismus feiern. Im Jahre 1866 brachte er in seinem Aerger über Preußens Waffenerfolge einen Leitartikel, in dem uns folgendes in's Stammbuch geschrieben wurde:

„Europa hat von Deutschland nichts gelernt als einen groben Militarismus, umgeben von Bierschaum und dem Rauch aus langen Pfeifen. Sogar die vielgerühmte deutsche Philosophie ist nichts als eine unglückliche Paarung von englischem und schottischem Sensualismus, französischem Skeptizismus, orientalischem Mystizismus und mittelalterlichem Dogmatismus."

Diesen Artikel las ein Schriftsteller der deutschen Nation, Namens Ottomar Beta (der Aeltere!), der die englische Ueberhebung während langer Jahre jenseits des Kanals studirt hatte. Dem „D. T." wollte er's einmal geben! Er setzte folgende Erklärung auf:

„Die unterzeichneten deutschen Philosophen benutzen die gastlichen Spalten des „Daily Telegraph", um hiermit auch im Namen ihrer sämmtlichen Kollegen in Deutschland zu erklären, daß sie nie in englischem oder schottischem Sensualismus gemacht haben und daß ihnen dieser Artikel gänzlich unbekannt ist."

Nach ihm selbst unterschrieben noch Kant, Leibniz, Fichte, Schelling, Mendelssohn und Hegel diese Protestnote, d. h. sie überließen es ihrem witzigen und würdigen Nachzeitgenossen, ihre Namenszüge nachzuahmen. Da es auch nicht mehr Porto kostete, so fügte Ottomar Beta's junger Sohn eine Erklärung hinzu, „im Namen der deutschen Schriftsteller, welche mehr oder weniger mit Philosophie zu thun hatten." Es gelang ihm, die Unterschriften von Lessing, Herder, Rückert und Jean Paul zu besorgen. Den Begleitbrief in englischer Sprache verfaßte der Vater.

Der „Daily Telegraph" druckte beide „Erklärungen" in seinem „Sprechsaal", dem noch jetzt volksthümlichsten Theile in jeder englischen Zeitung, ab. Er versah die Einsendung mit dem kurzen Zusatz: „Unserem Grundsatze, alle Parteien und Jedermann zu Worte kommen zu lassen, folgen wir, indem wir diese Erklärungen deutscher Professoren zur Kenntnis unserer Leser bringen, die sich ihr eigenes Urtheil aber nicht trüben lassen."

Die Mystifikation war glänzend gelungen, und der „D. T." war wochenlang das Ziel journalistischer Spöttereien. Der „Punch" verulkte ihn mit folgender gelungenen Erklärung:

„Wenn der Unterzeichnete hätte ahnen können, daß seine Erfindung mißbraucht werden könnte, 1. sein Vaterland zu verleumden, 2. die philosophische Bildung des „Daily Telegraph" festzustellen, so würde er sich mit einem Patente für seine Erfindung versehen haben, das den Mißbrauch in England ausgeschlossen haben würde.

Johann Gutenberg,
unpatentirter Erfinder der Buchdruckerkunst."

Dieses „unpatentirt" ist ein Blick in die Zukunft, in unsere Gegenwart.